

JOHN LESCROART

# DIE RACHE

Weltbild

Louis Baker hat den Polizisten Hardy und Ingraham, die ihn einst hinter Gitter brachten, tödliche Rache geschworen. Als Baker aus der Haft entlassen wird, holt die Vergangenheit die beiden Polizisten ein, und es beginnt ein Kampf auf Leben und Tod.

Die Serienhelden von John T. Lescroart sind Dismas Hardy, ein früherer Polizist, Staatsanwalt und jetziger Anwalt sowie Abe Glitzky, ein Leitender Inspektor der Mordkommission.

### **Dismas Hardy und Abe Glitzky**

1. Der Deal
2. Die Rache
3. Das Indiz
4. Das Urteil
5. Die Farben der Gerechtigkeit
6. Der Vertraute
7. Gnade vor Recht
8. So wahr mir Gott helfe
9. Die Anhörung
10. Der Schwur
11. Eherne Gesetz
12. Dünnes Eis
13. Das Motiv
14. Das Gesetz der Jagd
15. Mordverdacht
16. Schattenkampf

John T. Lescroart

# Die Rache

Kriminalroman

Aus dem Englischen von Petra Dudas und Oliver  
Neumann

## **Weltbild**

John Lescroart begann schon während seines Studiums in Berkeley mit dem Schreiben, entschied dann aber Rockmusiker zu werden und tourte mit seiner Band u.a. durch Europa. Nach einer schweren Krankheit und elf Tagen im Koma beschloss er, es noch ein letztes Mal mit einem Roman zu versuchen und eroberte mit seinem ersten Justizthriller auf Anhieb die US-Bestsellerlisten. Heute lebt er als freier Schriftsteller in Davis, Kalifornien. Seine Bücher sind internationale Erfolge.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel The Vig.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199  
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © by John T. Lescroart

All rights reserved including the right of reproduction in whole or in part in any form. This  
edition published by arrangement with Dutton, an imprint of Penguin Publishing Group, a  
division of Penguin Random House LLC

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1995 by Wilhelm Heyne Verlag, in der Penguin  
Random House Verlagsgruppe GmbH, München

Übersetzung: Petra Dudas und Oliver Neumann

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-223-1

Für Al Giannini

Um 2 Uhr 15 an einem Mittwochnachmittag im späten September saß Dismas Hardy an der Theke des Little Shamrock auf einem Barhocker und bearbeitete die Spitzen seiner Dartpfeile mit einer feinen Sandblattfeile. Ein Krug Guinness, vor einer Viertelstunde gezapft, hatte längst seine Schaumkrone verloren und stand unberührt auf der Theke. Hardy piff leise vor sich hin, so glücklich wie seit zehn Jahren nicht mehr.

Er hatte die Bar um Punkt eins geöffnet und Tommy, einem Stammkunden, eine Flasche Miller Draft serviert. Tommy war ein ehemaliger Lehrer, der vor ein paar Jahren pensioniert worden war und inzwischen die meisten Nachmittage vor dem großen Aussichtsfenster verbrachte und mit jedem sprach, der ihm Gehör schenkte. Aber heute erzählte er Hardy, er habe eine Verabredung, und ging nach einem Bier. Tommy war in Ordnung, doch allein gelassen zu werden, brach Hardy nicht das Herz.

Als er einen Pfeil fertig bearbeitet hatte, blickte er auf, nahm das Guinness und nippte daran. Durch das Fenster über Tommys Tisch sah er auf den Lincoln Way, wo nur wenig Verkehr herrschte. Auf der anderen Straßenseite bewegten sich an der Grenze zum Golden-Gate-Park Immergrün und Eukalyptusblätter schimmernd im schwachen Wind. Heute Morgen hatte es keinen Nebel gegeben, und Hardy vermutete, der Wind würde noch warm sein. Wenn du einen Sommer in San Francisco erleben willst, plane deine Ferien für den Herbst ...

Ein Bus bog um die Straßenecke und hielt an. Als er weiterfuhr, blieb an der Ecke ein Mann zurück, der sich verloren umsah.

Eine Minute später flogen die Doppeltüren auf. Hardy raffte die Pfeile zusammen und schwang sich um das Ende der Theke herum. Hinter den porzellanenen Zapfhähnen blieb er stehen und nickte dem Kunden zu.

Falls es ein Kunde war.

Auf den ersten Blick erweckte der Mann nicht gerade den Anschein nach Banknotenbündeln und Limousinen – ob er das Geld für ein Bier übrig hatte, schien fraglich. Sein Hemdkragen war offen und ziemlich

abgetragen, und die Hose, die ihm um die Beine schlotterte, brauchte dringend ein Bügeleisen. Die Augen unter der flachen Stirn blinzelten, um sich an das gedämpfte Licht der Bar zu gewöhnen, obwohl das Shamrock nun wirklich keine Höhle war. Er hatte eine Rasur nötig.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte Hardy und betrachtete den Mann genauer. Plötzlich begannen die Teile sich zu einem Bild zu fügen.

»Rusty?«

Der Mann rang sich ein mattes Lächeln ab, das ihn Mühe zu kosten schien. »Zehn Punkte.« Er streckte die Hand über die Theke und Hardy ergriff sie. »Wie geht's dir, Diz?« Die Stimme wirkte ruhig und sicher, kultiviert.

Hardy fragte ihn, was er trinken wolle, und sagte, es gehe auf seine Rechnung.

»Dasselbe wie immer.«

Hardy schloss die Augen und versuchte sich zu erinnern, dann griff er ins oberste Regal und nahm eine Flasche Wild Turkey. Er warf einen kurzen Blick auf den Mann, mit dem er das Büro geteilt hatte, als sie beide für die Staatsanwaltschaft gearbeitet hatten.

Rusty Ingraham war gealtert. Vor allem an den Haaren war das zu sehen, oder besser: an dem Mangel an Haaren. Mit fünfundzwanzig hatte er einen dichten Schopf orangeroter Haare und einen gewaltigen Schnurrbart gehabt. Jetzt, wo im Gesicht nur noch die Bartstoppel wucherten, der Schädel kahl und die Schläfen grau waren, wirkte er alt. Noch immer gut aussehend, aber alt.

Hardy schenkte ihm einen Doppelten ein.

»Erstaunlich«, sagte Rusty Ingraham und nickte seinem Glas zu.

Hardy zuckte mit den Schultern. »Wenn du jemanden wirklich kennst, vergisst du nie, was er trinkt.«

»Na, dann hast du wohl deine Berufung gefunden.« Rusty hob das Glas, Hardy seinen Bierkrug, und beide sagten »Skol«.

»Und?« Hardy setzte sein Glas ab. »Bist du noch Anwalt?«

Ingrahams Lippen bewegten sich leicht und zeigten eine Sanftmut, die Hardy früher nie an ihm gesehen hatte. Als sie zusammen für den Generalstaatsanwalt gearbeitet hatten, mochte Ingraham wohl einige Empfindsamkeit besessen haben, aber sicher keine Sanftmut. Jetzt war



da dieses halbe Lächeln eines Mannes, der nur noch zurückschaute. Die guten Zeiten – welche auch immer – würden niemals zurückkehren.

Rusty nippte gemächlich an seinem Whisky. »Du musst schon eine Weile aus der Branche raus sein, wenn du sie immer noch Anwälte nennst.«

Hardy grinste. Es war ein alter Scherz. »Dann eben Staatsanwalt – bist du noch Staatsanwalt?«

Wie eine Flamme, die versucht, einen Docht zu erwischen, flackerte das Lächeln wieder auf. Hardy beschlich das Gefühl, dass Ingraham seit langer Zeit mit keiner Menschenseele mehr gesprochen hatte.

»Ja, ich habe dieses ehrwürdige Amt noch inne.« Rusty machte eine Pause. »Obwohl man mich in meiner Korrespondenz nur selten ›Esquire‹ nennt und ich, wie du siehst ...« – er wies auf seine Kleidung –, »zurzeit nicht praktiziere.« Wieder trank er. Wie ein Gewohnheitstrinker, dachte Hardy, aber ohne Gier, nicht wie ein Alkoholiker. Es gibt einen Unterschied, und den kannte Hardy gut.

»Du machst das hier den ganzen Tag?«, fragte Rusty.

Hardys Augen schweiften durch den Raum und über die Einrichtung. »Seit neun Jahren jetzt. Ein Viertel der Kneipe gehört mir.«

»Das ist großartig. Und du bist noch mit Jane zusammen?«

»Nun, wir haben uns scheiden lassen, aber wir sind dabei, es noch mal zu versuchen.« Hardy zuckte mit den Schultern. »Ich bin zuversichtlich, aber vorsichtig.«

»Ja, das warst du immer.«

»Und wie steht's mit dir? Ich habe gesehen, dass du mit dem Bus gekommen bist.«

Für einen Augenblick trafen sich ihre Blicke, dann erlosch die Flamme in Rustys Lächeln. »Mir ist vor einem Monat das Auto gestohlen worden. Es ist noch immer verschwunden. Ein ziemlicher Ärger. Also verbringe ich einen Haufen Zeit damit, auf den N-Bus zu warten, als wäre er Godot.«

Das gefiel Hardy. Der N-Bus, der hinter dem Shamrock entlang fuhr, war für seine notorische Verspätung bekannt.

»Und den Rest siehst du ja, Diz – ich hänge durch. Ich wohne auf einem Lastkahn, unten im China Basin. Alle ein bis zwei Monate

bekomme ich einen Notfall, setze dann und wann auf ein gutes Pferd. Ich habe noch immer einen ordentlichen Anzug. Ich putze meine Schuhe, und für ein, zwei Tage komme ich durch.« Er setzte das Glas ab und fragte, ob er Hardy einen ausgeben könne, dann legte er einen Zehn-Dollar-Schein auf den Tresen. Hardy schenkte ihnen beiden nach. Den Schein nahm er nicht.

»Übrigens, Diz, bin ich aus einem bestimmten Grund gekommen. Erinnerst du dich an Louis Baker?«

Hardy runzelte die Stirn. Er erinnerte sich an Louis Baker. »Acht Jahre, verlängert auf dreizehn?«

»Neuneinhalb kamen im Endeffekt raus.«

»Neuneinhalb«, wiederholte Hardy. »Kaum der Mühe wert.«

»Weniger als kaum«, sagte Rusty.

Hardy nahm einen Schluck von seinem Bier, setzte das Glas ab und fluchte. »Ich muss gut hundert Kerle hinter Gitter geschickt haben. Und du auch«, sagte er.

Ingraham nickte. »Insgesamt habe ich zweihundertvierzehn Arschlöcher aus dem Verkehr gezogen.«

Hardy pff durch die Zähne. »Du warst ganz schön scharf, was?«

»Ja. Aber es gab nur einen Louis Baker.«

Baker war schon während der ersten zwanzig Jahre seines Lebens ein Geschwür in Hunter's Point gewesen. Er hatte einen großen Kopf, einen wohlfrisierten Afro-Schnitt und die Statur eines Bodyguards. Obwohl sein Sündenregister von kleinen Anfängen als Teenager – Vandalismus, Autodiebstahl, Einbruch und Straßenraub – bis zu schweren Delikten als Erwachsener reichte, war er davon überzeugt, nie in wirklich ernsthafte Schwierigkeiten geraten zu können. Und das nicht ohne Grund.

Die Staatsanwaltschaft musste zwei Verfahren gegen ihn wegen Mordes und vier wegen Vergewaltigung einstellen. Er war ein Meister darin, keine Beweise zu hinterlassen und Zeugen zum Schweigen zu bringen.

Einmal stand er wegen versuchten Mordes vor Gericht, weil er mit dem Messer auf einen Mann losgegangen war, der in einem Bus der Linie 7/11 zu lange mit seiner Freundin geredet hatte. Am Ende weigerte

sich der Mann, ihn zu identifizieren. Er ging den ganzen Weg bis zum Zeugenstand, dann sah er zu Baker auf der Anklagebank und überlegte wohl, dass er nicht lange genug leben würde, um seine Enkelkinder kennenzulernen, wenn er mit dem Finger auf Baker zeigen würde. Also wusste er plötzlich nicht mehr genau, ob Baker wirklich der Mann war, der ihm am hellen Nachmittag die Ohren abgeschnitten und das Messer in den Bauch gerammt hatte. Hardy war der Vertreter der Anklage.

Am Ende hatte die Staatsanwaltschaft – diesmal Rusty Ingraham – ihn aber doch drangekriegt und seine erste Verurteilung bewirkt, wegen bewaffneten Raubes in vier Fällen. Doch das bedeutete, dass er in den Augen der Justiz nicht als Schwerverbrecher, sondern als resozialisierbar galt. Der Richter ließ Milde walten und gab ihm acht Jahre. Als das Urteil verkündet wurde, senkte Baker gelassen für einen Moment den Kopf und sah dann zum Tisch der Anklagevertretung hinüber. Hardy war zur Urteilsverkündung gekommen, weil er sehen wollte, wie dieser Bursche endlich hinter Gittern landete, und saß neben Ingraham. Baker sah in ihre Richtung, direkt auf Ingraham. Er schien sich seine Züge einzuprägen. Dann sagte er laut: »Du Schweinehund bist ein toter Mann.«

Der Richter ließ den Hammer niedersausen. Ingraham stellte den Antrag, Bakers Strafe wegen dieser Drohung zu verschärfen, und der Richter schlug an Ort und Stelle noch fünf Jahre drauf.

Der Gerichtsdienstler, unterstützt von zwei Beamten, zerrte den kräftigen Mann hoch und führte ihn durch den Gerichtssaal. Baker starrte noch immer auf Ingraham.

Da beging Hardy eine Dummheit.

Bakers Blick, sein Gehabe, sein Auftreten als harter Bursche amüsierten ihn eine Sekunde lang – nur eine Sekunde. Aber das war genug. Ein zwanzigjähriger Irrer, der für lange Zeit hinter Gittern verschwand und dachte, sein Ghetto-Blick würde dem Mann, der ihn dorthin geschickt hatte, eine Höllenangst einjagen ... Als Baker, der mit seinen Handschellen kämpfte, auch Hardy einen tödlichen Blick sandte, schürzte der die Lippen und warf ihm einen Abschiedskuss zu.

In diesem Moment wurde Baker wirklich rasend. Er riss sich von dem Gerichtsdienstler und den beiden Beamten los und hatte den Tisch der

Anklagevertretung schon fast erreicht, als er mit Gummiknüppeln niedergeschlagen wurde.

Monatelang geisterte diese Szene durch Hardys Träume. Der Brief, den er von Baker nach dessen erster Woche im Gefängnis erhalten hatte, hatte die Sache nicht besser gemacht. Der Kerl wusste von seinem Anwalt, wer Hardy war, und er hatte geschrieben, wenn er wieder auf freiem Fuß wäre, würde er auch ihn töten.

Hardy schickte Kopien des Briefes an den Gefängnisdirektor und den Richter, der Baker verurteilt hatte, aber in dieser Angelegenheit war das letzte Wort gesprochen. Der Richter hatte Bakers Strafe bereits wegen einer Drohung verschärft und war nicht bereit, das ein zweites Mal zu tun. In dem Brief, den Hardy als Antwort vom Gefängnisdirektor erhielt, hieß es, viele Häftlinge seien direkt nach der Verurteilung verbittert, aber die meisten kämen zur Vernunft und führten sich gut, um vorzeitig entlassen zu werden.

Die meisten vielleicht.

Aber Baker? Hardy war da nicht so sicher gewesen.

»Er ist also draußen?«

Ingraham schob die Manschette zurück und warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Hardy konnte es nicht mit Gewissheit sagen, aber das Ding sah verdammt nach einer Rolex aus. »Wenn sie pünktlich sind, in ungefähr zwei Stunden.«

»Wie hast du davon erfahren?«

»Ich habe einen Freund im Bewährungsamt. Er hat mich angerufen. Und ich habe es bei der zuständigen Polizei überprüft. Niemand holt ihn am Tor ab. Wer sollte das auch tun? Vermutlich nimmt er den Bus zurück in die Stadt.«

Hardy pffiff durch die Zähne. »Du hast es wirklich überprüft.«

»Dem Kerl gehört meine ganze Aufmerksamkeit.«

»Und was wirst du unternehmen?«, fragte Hardy.

Sein alter Bürokollege nippte an seinem Drink. »Was kann ich schon tun? Irgendwann erwischt es jeden von uns. Vielleicht sorgfältiger absperren.«

»Hast du eine Waffe?«

Ingraham schüttelte den Kopf. »Das ist was für euch harte Jungs. Wir Gentlemen, die an die Macht des Gesetzes glauben, sollten solche schweren Geschütze nicht nötig haben.«

Hardy war nach seiner Stationierung in Vietnam und mehreren Jahren bei der Polizei bei der Staatsanwaltschaft gelandet, während Ingraham über Stanford und die juristische Fakultät Hastings dorthin gelangt war.

»Hast du vor, mit Louis Baker zu verhandeln?«

»Ich habe nicht vor, ihm zu begegnen.«

»Was ist, wenn er kommt, um dir zu begegnen?«

»Ich habe den Gefängnisdirektor angerufen, nachdem ich von der Sache erfahren hatte. Er hat mir gesagt, Louis sei ein vorbildlicher Häftling gewesen, habe zu Gott gefunden und den höchstmöglichen Straferlass wegen guter Führung bekommen, und es gebe offenkundig keinen Anlass zur Sorge für mich. Für uns.«

Hardy beugte sich über die Theke. »Warum bist du dann hier?«

Endlich kehrte Ingrahams Lächeln zurück. »Weil sich das für mich wie totaler Mist anhört.« Er lehnte sich auf dem Barhocker zurück. »Ich finde, es wäre keine schlechte Idee, wenn du und ich für ein paar Wochen in Verbindung blieben.«

Hardy wartete. Er verstand nichts.

»Wir könnten einander jeden Tag um die gleiche Zeit anrufen oder etwas in der Richtung.«

»Was würde das nützen?«

»Zum Teufel, Diz, Polizeischutz werden wir nicht bekommen. Niemand heftet sich an Louis' Fersen, um zu sehen, ob er sich in unserer Nachbarschaft herumtreibt. Auf diese Weise hätten wir, wenn einer von uns nicht anruft, zumindest eine Ahnung, was passiert sein könnte. Einer von uns beißt vielleicht ins Gras, aber der andere ist dann wenigstens gewarnt.«

Hardy nahm sein Guinness und trank den Rest aus. »Du glaubst, dass er es wirklich versuchen wird, nicht wahr?«

»Ja, ich fürchte, das glaube ich.«

»Jesus ...«

»Und noch was ...«

»Ja?«

»Ich dachte, du könntest mir eine Schusswaffe empfehlen.«

Jane war in Hongkong, um Kleider für I. Magnin zu kaufen, und würde am Wochenende zurückkommen.

Offiziell lebten sie eigentlich nicht wieder zusammen, auch wenn einige von Janes Kleidern in Hardys Schlafzimmerschrank hingen. Sie hatte noch immer das Haus – ihr früheres gemeinsames Haus – in Jackson und blieb dort von Zeit zu Zeit, wenn sie bis spät nachts in der Stadt arbeitete. Aber drei- oder viermal pro Woche hatte sie während der letzten drei Monate hier geschlafen, draußen in den Avenues bei ihrem Ex-Mann.

Während er von Zimmer zu Zimmer ging, wurde Hardy klar, wie sehr er sie wieder brauchte. Nun, brauchen vielleicht nicht. Man brauchte nicht wirklich jemanden, um zu überleben. Aber wenn man das Überleben erst einmal gemeistert hatte, brauchte man jemanden, um sich vollständig zu fühlen, lebendig ... Oder was immer es auch sein mochte, das einem half, sich auf Dinge zu freuen, statt sich vor ihnen zu fürchten.

Nachdem er seine Schicht im Shamrock beendet hatte und Moses McGuire gekommen war, um ihn abzulösen, hatte er an der Dartwand fünf- oder sechsmal 301 gespielt, um sein Auge scharf zu halten. Die frisch gespitzten Pfeile flogen gut, und er hielt seinen Platz in der Rangliste, bis er keine Lust mehr hatte.

In der Dunkelheit fuhr er nach Hause. Er parkte den Suzuki Samurai, den er seinen Seppuku nannte, am Straßenrand vor dem einzigen weißen Lattenzaun im ganzen Block. Drinnen briet er sich in einer schwarzen, gusseisernen Pfanne ein Steak und aß es mit einer Dose Erbsen. Er fütterte den tropischen Fisch in dem Aquarium im Schlafzimmer, las hundert Seiten Barbara Tuchman und stellte wieder einmal fest, dass die Welt schon immer so wundervoll gewesen sein musste, wie sie es auch heute noch war.

Er ging in sein Büro, öffnete den Safe und musterte seine Schusswaffen.

Er hatte Rusty empfohlen, eine .38er Police Special zu kaufen. Es war

eine gute, schnörkellose Waffe für Hohlraumgeschosse. Wenn man damit einem Kerl ins blühende Leben schoss, wirbelte er wie eine Ballerina herum und knallte auf den Boden.

Hardy nahm seine Special aus dem Safe. Der .44er Colt daneben war mehr eine Vorführwaffe, außerdem schwer, und die .22er Zielpistole könnte eine angreifende Bismarckratte stoppen, aber das war auch alles.

Die Special war die richtige.

Als er die Waffe sorgfältig mit Patronen aus dem Safe geladen hatte, wurde er plötzlich nervös, ging ins Schlafzimmer, öffnete eine Schublade im Nachttisch und legte die Special hinein.

Es war zwölf Minuten vor zehn. Er beschloss, sich an den Schreibtisch zu setzen, auf Rustys Anruf um zehn zu warten, danach im Fernsehen L. A. anzuschauen und sich hinzulegen – eine ruhige Nacht.

Er zog die drei Dartpfeile aus dem Brett über dem Schreibtisch und begann, leicht und locker zu werfen. Er versuchte, weder an Louis Baker noch an Jane, noch an Rusty Ingraham zu denken.

Jemand hatte ihm irgendwann mal erzählt, man könne Wasser zu Gold machen, wenn man ins Innere des Dschungels gehen, dort ein Feuer anzünden und einen Topf Wasser zum Kochen bringen würde. Verstanden? Der Trick: Denk eine halbe Stunde nicht an die Tiger. Nimm deinen Topf voller Gold und geh nach Hause.

Hardy warf einen Blick auf die Uhr, die auf dem Schreibtisch stand: Viertel nach zehn. Vielleicht hatte er ihn falsch verstanden und sie würden erst morgen um zehn mit den Anrufen beginnen. Und doch ...

Er nahm das Stück Papier, das Rusty ihm gegeben hatte, und wählte die Nummer. Achtmal klingelte das Telefon, dann legte Hardy auf. Rusty sollte ihn am Abend anrufen und er ihn am Morgen, es sei denn, einer von ihnen war nicht zu Hause. An solchen Tagen würden sie einfach tauschen. Zwei Wochen wollten sie es so halten.

Um fünf nach halb elf versuchte er es noch einmal. Wahrscheinlich hatten sie doch gesagt, sie würden erst am nächsten Morgen anfangen.

Hardy war nicht müde. Nichts von alledem schien besonders realistisch, aber als er sich aufs Bett legte, nahm er die Special aus der Schublade. Er knipste das Licht aus und zog eine Decke über sich. Die Kleider hatte er noch an, die Pistole hielt er in der Hand. Er sah auf die

Uhr neben seinem Bett. Eine Minute nach elf.

Kein Anruf.



Es war dunkel, als das Telefon in der Küche klingelte. Hardy erwachte mit der Waffe in der Hand aus einem kurzen, unruhigen Schlaf, schaltete das Licht in der Küche ein und nahm den Hörer ab, noch bevor es zum zweiten Mal klingelte.

»Rusty?

»Wer ist Rusty?«

Die Stimme einer Frau, von weit her, drang mit einiger Verzögerung und begleitet von einem Rauschen aus dem Hörer.

Ihr Klang ließ Hardy schlagartig wach werden. »Bei Gott, es ist schön, deine Stimme zu hören.«

»Hast du geschlafen?«

Die Uhr über dem Herd zeigte zehn nach drei. »Hier ist es drei Uhr morgens«, antwortete er. »Ich bin gerade um den Block gejoggt, als ich das Telefon klingeln hörte.«

»Drei Uhr morgens? Ich komme damit einfach nicht zurecht.«

»Ist schon gut.«

»Ich weiß nicht einmal, was für ein Datum heute ist. Bei euch drüben, meine ich.«

»Das macht nichts. Ich bin hier und weiß auch nicht, was für ein Datum wir haben.«

»Und wer ist Rusty?«

Jane war auf der anderen Seite der Erdkugel, und es gab keinen Grund, sie zu beunruhigen. »Ein alter Bürokollege. Ich glaube, ich habe von ihm geträumt.«

Er hielt den Hörer in der einen Hand und bemerkte plötzlich die Waffe in der anderen. Flüchtig spielte er mit dem Gedanken, es ihr zu erzählen. Schau, Schätzchen, ich stehe hier in der Küche mit einer geladenen .38er Special und ziehe die Möglichkeit in Betrag, dass jemand, der sich vermutlich darauf versteht, versuchen wird, mich zu erschießen. Aber mach dir keine Sorgen. Hab eine schöne Zeit in Hongkong. Denk nicht an Tiger.

Stattdessen fragte er sie, wie die Reise verlief.

»Gut, abgesehen davon, dass es so aussieht, als müsste ich eine

Woche länger bleiben. Oder sogar zehn Tage.«

»Mist.«

Schweigen.

»Dismas?«

»Ich bin noch da. Ich habe nur gerade ein paar Purzelbäume geschlagen.«

»So was passiert, das weißt du.«

»Ich weiß, tut mir leid. Ich würde dich gern sehen.«

»Ich dich auch.« Sie begann, ihm etwas von Problemen mit den Warenlieferungen zu erzählen. Schiffe, die Tausende Ballen Stoff aus den billigen Fabriken auf den Philippinen, in Thailand und Korea transportierten, kamen nach Hongkong, wo die Ballen von den – relativ – billigen Schneidern zu Designerkleidung verarbeitet wurden.

»Aber wir können das wirklich nicht machen, ich meine, kaufen, ohne dass wir die Farben gesehen und die Qualität des Stoffes gefühlt haben.«

»Ich weiß«, sagte Hardy. »Fühl die Qualität ...«

»Und zwei der Schiffe haben Verspätung. Vielleicht kommen sie bald, aber selbst dann wird es ein paar Tage dauern, die Ballen durchzusehen.«

»Ich habe verstanden, wirklich.« Hardy legte die Waffe auf den Küchentisch. »Ich bin nicht begeistert, aber ich werde es überleben.« Armer Dismas. »Und sonst, wie ist die Reise?«

»Nun, die Leute fangen an, wegen 1997 nervös zu werden. Überall spürt man das. Niemand will über langfristige Angelegenheiten sprechen ... Als könnten nächstes Jahr irgendwelche neue Pläne auftauchen und die Briten plötzlich weg sein. Es ist unheimlich.«

»Es ist besser so«, erwiderte Hardy. »Die Leute sollten sich daran erinnern, dass jeder nächstes Jahr weg sein könnte.«

Jane machte eine Pause. »Mein amüsanter Ex-Mann.«

»Na, so Ex nicht ...«

»Auch nicht so amüsant. Nächstes Jahr weg! Wie kann man mit so einer Einstellung leben?«

Hardy wollte sagen, dass es nicht schlecht wäre, wenn jeder so denken würde, und dass ein Jahr sogar ziemlich optimistisch war. Er

war versucht, sie daran zu erinnern, dass ihr Sohn nicht einmal dieses eine Jahr lang gelebt hatte ... Aber er unterließ es. Sie musste nicht daran erinnert werden. »Du hast recht«, sagte er. »So kann man nicht leben.«

»Dismas, bist du in Ordnung?«, fragte sie. »Tust du irgendwas, das dir Spaß macht?«

»Ich mache die Stadt unsicher. Ich würde es nur vorziehen, das mit dir zu tun.« Ihm wurde klar, dass er ziemlich viel Blödsinn sagte. »Es tut mir leid. Es ist drei Uhr am Morgen, und du erzählst mir, dass du noch eine Woche lang wegbleibst. Ich bin ein bisschen durcheinander, das ist alles. Es ist ein bisschen der Fall von vu jade.«

»Vu jade?«

»Ja. Das Gegenteil von deja vu. Das Gefühl, dass du noch nie irgendwo gewesen bist.«

Jane lachte. »Du scheinst in Ordnung zu sein.«

»Ich bin in Ordnung.«

»Ich liebe dich«, sagte sie.

»Wir könnten über langfristige Angelegenheiten sprechen, wenn du nach Hause kommst, was hältst du davon?«

Ein Moment der Stille verstrich, aber es konnte auch an der technisch bedingten Verzögerung liegen. »Ja, vielleicht tun wir das«, sagte sie.

Frank Batiste war nicht mehr sicher, ob er glücklich darüber war, Lieutenant geworden zu sein. Es bedeutete mehr Geld, und das war in Ordnung, aber den ganzen Tag hier im Büro zu sitzen, während Beschwerden und Anordnungen reinkamen und rausgingen, machte ihn fertig.

In alten Zeiten hatte man den Überbringer schlechter Nachrichten umgebracht, und allmählich verstand er, warum. Vielleicht lösten sich die Nachrichten dann in Luft auf oder mussten nicht zur Kenntnis genommen werden.

Aber er konnte sich nicht einfach den ganzen Tag hier verstecken. Er zwang sich aufzustehen, spürte einen Anflug von Rückenschmerzen und öffnete die Tür.

Das Morddezernat bekam immer mehr das Ambiente eines Golfclubs –

an einigen der Schreibtische lehnten Golftaschen.

Er ging durch den Raum nach hinten, nickte den Männern zu und erntete eisige Blicke. Himmel, es war doch nicht seine Schuld. Er verstand die Männer sogar. Vielleicht sollte er als Lieutenant zurücktreten und jemand anderen sich mit dem Kram herumschlagen lassen. Aber was würde das ändern? Dann würde jemand anderes dort sitzen, einer, der weniger Verständnis für das Team hatte.

Wenn nur die Stadtverwaltung, die doch sonst immer so gut Bescheid wusste, eine gottverdammte Ahnung hätte. Jetzt wusste sie nicht einmal, wie sie sich den eigenen Hintern wischen sollte. Und das wurde nirgendwo so deutlich wie hier im Morddezernat. Diese vierzehn Männer – komisch, aber leider wahr – stellten die Schutztruppe gegen die übelsten Elemente der Stadt dar. Niemand gelangte ins Morddezernat, ohne zehn Jahre lang solide Polizeiarbeit geleistet zu haben, ohne eine Menge Stolz und eine spezielle Mischung aus Killerinstinkt, Dickköpfigkeit und Cleverness. Diese Männer waren die Elite, und wenn man ihre Moral infrage stellte, bekam man Probleme.

Aber letzte Woche, zum ersten Mal seit sieben Jahren, hatte die Staatsanwaltschaft gegen zwei Männer der Truppe Anklage erhoben. Vor einem Monat hatten diese beiden Beamten – Clarence Raines und Mario Valenti – Fred Treadwell, einen Angestellten der Telefongesellschaft, wegen Mordes an seinem Geliebten und dessen neuem Freund verhaftet. Treadwell widersetzte sich der Verhaftung – er trat ein Fenster in seiner Wohnung im zweiten Stock ein, verletzte sich beim Hinausspringen am Kopf, fiel hinunter auf die Straße, brach sich einen Knöchel, stieß sich den Kopf noch einmal beim Aufprall auf irgendwelche Mülltonnen und floh zu Fuß ins Büro seines Anwalts.

Da Treadwell und die anderen Beteiligten dieser Dreiecksbeziehung schwul waren, berief der Anwalt umgehend eine Pressekonferenz ein und führte den armen Fred mit all seinen Wunden, Brüchen und Prellungen vor – als Opfer willkürlicher Polizeigewalt. Valenti und Raines, zwei Männer der Elitetruppe mit makellosen Karrieren, hätten allem Anschein nach plötzlich ihre Vorurteile gegen Schwule nicht länger beherrschen können (vielleicht als Ergebnis ihrer eigenen unterdrückten Homosexualität) und Fred fast zu Tode geprügelt.

Danach hätten sie ihn in der Straße vor seiner Wohnung sich selbst überlassen.

Irgendjemand nahm Freds lahme Geschichte – oder den berechtigten Zorn der homosexuellen Kreise – ernst genug, um Raines und Valenti in Schwierigkeiten zu bringen und eine förmliche Untersuchung einzuleiten.

Zu allem Überfluss wurden, als die Anklage gerade erhoben worden war, die neuesten Budgetkürzungen bekannt. Mit sofortiger Wirkung wurden keine Überstunden mehr für ›Routinearbeit‹ angeschrieben, was vor allem Konsequenzen für die Erstellung der Berichte und die Übermittlung der Vorladungen hatte.

Eine bedeutende Zahl der zu bearbeitenden Mordfälle trug die Bezeichnung ›KMB-Fälle‹ – keine Menschen beteiligt. Vorsichtig formuliert hieß das, dass Opfer, Verdächtige und Zeugen mindestens Kleinkriminelle waren.

Diese Leute waren Polizisten nicht gerade wohlgesinnt und während der üblichen Arbeitszeit in der Regel schwer aufzufinden. Vorladungen mussten daher meist in den frühen Morgenstunden oder spät in der Nacht präsentiert werden, und die Polizisten, die ihre Zeugen auf diese Art zusammensuchten, nahmen Überstunden in Kauf, weil sie wussten, dass sie so am besten mit ihrer Arbeit vorankamen. Jetzt hatte die Stadt beschlossen, sie dafür nicht länger zu bezahlen.

Das führte zu den Golfclubs. Die Männer gingen um acht oder neun Uhr aus dem Büro, klopfen an die Türen ihrer Zeugen, trafen niemanden an, spielten eine Runde Golf, kehrten zu den Türen zurück, versuchten es wieder, trafen erneut niemanden an, kamen ins Büro zurück und schrieben Berichte über ihren Tag im Außendienst.

Es machte sie fertig, und jeder wusste das.

Jess Mendez nickte dem Lieutenant zu und rief über die Schulter. »Hey, Lanier! Wann bist du frei heute?«

Batiste drehte sich nicht um. Er hörte Lanier hinter sich: »Ich habe noch Vorladungen. Sagen wir, um halb zehn.«

Abe Glitskys Tisch stand neben dem hinteren Fenster mit Ausblick auf die Straße und die Innenstadt dahinter. Heute Morgen aber, um zehn vor acht, gab es überhaupt keinen Ausblick, denn der Tag war grau.

An Glitskys Tisch lehnte keine Tasche mit Golfschlägern. Er war außerdem einer der beiden einzigen Männer des Kommandos, die ohne Partner arbeiteten. Er und Batiste waren im gleichen Jahr ins Morddezernat gekommen, und keiner von beiden hatte sich einen Dreck um seine Zugehörigkeit zu einer Minderheit geschert – Glitsky war Halbjude und Halbschwarzer, Batiste hatte einen spanischen Nachnamen. Das hatte eine Art Band zwischen ihnen geschaffen.

Batiste zog sich einen Stuhl heran. »Hast du deine Schläger vergessen, Abe?«

Glitsky schrieb gerade. Er sah auf. »Eben wollte ich zu dir kommen.«

»Um Quartett zu spielen?«

Abe verzog sein Gesicht zu einer Grimasse, die er wohl für ein Lächeln hielt. Er hatte eine Adlernase und eine Narbe, die sich quer über die Lippen zog. Sein Lächeln hatte schon den übelsten Gesellen Geständnisse entlockt. Er mochte irgendwo in seinem Inneren ein netter Kerl sein, aber er sah nicht wie einer aus. »Es freut mich, dass du das lustig findest«, sagte er.

»Ich finde es nicht lustig.«

Abe legte den Stift nieder. »Flo und ich denken darüber nach umzuziehen.«

»Wovon sprichst du?« Das war schlimmer als Golfclubs.

»Los Angeles sucht Leute. Ich muss vielleicht noch mal beim Einbruchsdezernat anfangen, aber das ginge schon in Ordnung.«

Batiste beugte sich vor. »Was sagst du da? Wie lange bist du hier – neunzehn Jahre?«

»Fast, aber das meiste rechnen sie mir an.« Abe deutete auf seinen Schreibtisch. »Ich war gerade dabei, nach den richtigen Formulierungen für den Antrag zu suchen. ›Grund für die Kündigung‹ ... Soll ich ›Unglaublicher Pferdescheiß‹ schreiben oder es mit ›bürokratischer Unsinn‹ bei einer anständigen Sprache belassen?«

Batiste zog sich mit seinem Stuhl näher zum Schreibtisch. »Abe, warte eine Minute.« Er hatte nicht vor, Abe zu sagen, dass er nicht kündigen dürfe – natürlich durfte er kündigen –, aber irgendetwas musste er sagen. Er legte die Hand über das Papier. »Kannst du nicht eine verdammte Minute warten?«

Abes Blick war ausdruckslos. »Sicher«, sagte er, »ich kann den ganzen Tag warten.«

»Du weißt, dass es sich wieder ändern wird.«

Abe schüttelte den Kopf. »Nein, das weiß ich nicht, Frank. Nicht mehr. Es ist die ganze Stadt. Sie braucht uns nicht, und ich brauche sie nicht.«

»Sie braucht uns ...«

»Kein Streit jetzt. Ruf mich einfach an, wenn sie es gemerkt hat.« Abe nahm sich das Papier zurück und betrachtete es noch einmal.

»Unglaublicher Pferdescheiß«, murmelte er. »Das sagt mehr aus, findest du nicht?«

Hardy parkte am Ende der Allee und stellte die Heizung höher. Der Samurai war luftdurchlässig, durch das Stoffdach piff der Wind. Zu beiden Seiten erhoben sich vierstöckige Gebäude, und vor ihm verschwammen der Kanal und die Anlegestellen der Boote im Nebel.

Kurz vor halb neun. Die Waffe lag – noch geladen – im Handschuhfach. Sie war eingetragen und wahrscheinlich eine der wenigen angemeldeten privaten Schusswaffen in ganz San Francisco. Hardys ehemaliger Schwiegervater, Andy Fowler, war Richter, und als Hardy bei der Polizei aufgehört hatte, hatte er eine Erlaubnis für eine private Waffe beantragt, die auf normalen Wegen in San Francisco niemals zu bekommen war. Aber Richter Fowler war nicht ohne Einfluss, und der Gedanke, seine Tochter könnte zur Witwe werden, hatte ihm nicht gefallen. Nicht, dass es unbedingt einen Unterschied machte, ob man eine Waffe trug oder nicht. Aber er hatte Hardy zugeredet, und das war nun die erste Gelegenheit, bei der Hardy das Ding spazieren trug.

Okay, hatte er gedacht, er würde es also legal mit sich herumschleppen, auch privat, wenn er Lust hatte.

Er stellte den Motor ab. Langsam drehte er den Zylinder der .38er herum, um sich noch einmal zu vergewissern, dass sie geladen war, dann trat er hinaus in den wirbelnden Nebel und schlug den Kragen seiner Windjacke mit der linken Hand hoch. Die Waffe in der rechten fühlte sich an, als wäre sie fünfzig Pfund schwer.

Er zögerte. »Albern«, sagte er laut.

Aber er ging weiter.

Die Allee mündete in einen Gehweg, der den China-Basin-Kanal säumte. Auf der linken Seite ragte ein gewaltiges Industriegebäude auf, das sich – aus Hardys Perspektive – über dem Kanal immer weiter nach oben zu schrauben schien, bis es schließlich im Nebel verschwand. Der Kanal schwappte unter seinen Füßen über das Pflaster, die Flut hatte ihren höchsten Pegel erreicht.

Es gab keine sichtbare Strömung. Das Wasser war grünlich braun, an manchen Stellen glänzte es vom Öl auf der Oberfläche wie Quecksilber.

Hinter Hardy ächzte die Third Street Bridge unter dem fließenden Verkehr. Irgendwo vor ihm gab es noch eine Brücke. Ingraham hatte ihm erklärt, sein Kahn liege an der dritten Anlegestelle zwischen der Third Bridge und der nächsten Brücke.

Mit eingezogenem Kopf marschierte Hardy durch den Wind. Die Waffe hielt er auf den Boden gerichtet.

Die erste Anlegestelle – wenig mehr als ein paar Stricke um einen Pfahl am Rand des Kanals und eine Steckdose für elektrische Anschlüsse – war leer. Ein Mann und eine Frau, Chinesen, näherten sich Hand in Hand. Sie gingen schnell und nickten, als sie an Hardy vorbeikamen. Falls sie die Waffe gesehen hatten, ließen sie es sich nicht anmerken.

An der zweiten Anlegestelle, vielleicht sechzig Meter von der ersten entfernt, lag ein Schlepper, der verlassen wirkte. Das nächste Schiff war eine Hochseejacht, eine Schönheit, zehn Meter lang, wie Hardy vermutete. Sie hieß Atlantis.

Er war nicht sicher, ob er ein Boot nach etwas hätte benennen wollen, das im Ozean versunken war.

Ingraham hatte sein Zuhause als ›Lastkahn‹ bezeichnet, und das war eine zutreffende Beschreibung: eine lange, flache, abgedeckte Kiste, die, ein paar Meter weiter, gegen die Reifen des Pontons gedrückt lag. Das Dach befand sich etwa in Höhe von Hardys Knien.

Als er endlich vor dem Kahn stand und sah, dass die elektrischen Leitungen angeschlossen waren, kam ihm die ganze Sache wieder verrückt vor. Er war einfach paranoid. Er sah auf die Uhr. Zwanzig vor neun.



Rusty müsste wach sein.

Er beugte sich hinunter. »Rusty?«

Irgendwo dröhnte ein Nebelhorn.

Hardy steckte die Waffe in die Tasche und betrat das Deck des Kahns. Drei verwitterte Drehstühle waren vor dem Eingang aufgebaut. Grünpflanzen und eine volle Tomatenstaude, die abgeerntet werden musste, fristeten ihr Leben auf dem Vorderdeck.

Ein zwei Pfund schwerer Lachsköder war als Klopfer in der Mitte der Tür befestigt. Hardy hob ihn, ließ ihn niedersausen, und die Tür schwang auf. Drinnen gab es keine Regung, kein Geräusch außer dem Schwappen des Kanals und dem Verkehr, der durch den Nebel nicht mehr sichtbar war.

Das Holz des Türpfostens war zersplittert.

Hardy steckte die Hand in die Tasche, tastete nach der Waffe, nahm sie heraus. Er zog den Kopf ein, trat durch die Tür und stieg drei hölzerne Stufen hinunter ins Innere.

Eine Reihe schmaler Fenster an den Wänden hätte vermutlich Licht hereingelassen, aber auf beiden Seiten waren Vorhänge vorgezogen worden. Es war kalt, kälter als draußen.

Soweit man dies in dem trüben Licht erkennen konnte, das durch die offene Tür fiel, schien alles in Ordnung zu sein. Vor einer schicken, niedrigen Couch stand auf einem ebenfalls niedrigen Tisch das Telefon. Hardy nahm den Hörer ab, hörte das Freizeichen und legte wieder auf.

Dann entdeckte er die Tischlampe, die auf der anderen Seite des Zimmers auf dem Boden lag. Er streckte sich und zog den Vorhang zurück, um ein bisschen mehr Licht hereinzulassen. Der Schirm der Lampe war in fünf oder sechs Stücke zerbrochen, die über den Boden verstreut lagen.

Dort, wo Rück- und Seitenwand aufeinandertrafen, führte eine Schwingtür in die Kombüse. Eine andere Tür in der Mitte der Rückwand stand angelehnt. Hardy trat sacht dagegen. Sie öffnete sich zur Hälfte, dann blockierte sie. Ein breites Rinnsal von etwas Schwarzem lief unter der Tür hindurch zur Wand.

Hardy stieg darüber und drückte sich an der Tür vorbei. Sein Magen bäumte sich auf, als wäre er seekrank. Er lehnte sich gegen die Wand.

Der Arm einer Frau hatte die Tür blockiert.

Nackt und ausgestreckt lag sie da, als würde sie nach etwas greifen, als wäre sie gekrochen, vielleicht beim Versuch hinauszukommen. Etwas metallisch Glänzendes lag um ihren Hals und hielt ihren Kopf in einem unnatürlichen Winkel zurückgebogen – eine Halsstütze.

Hardy sah sich um. Der Boden war in Blut getaucht.

Als er das Geräusch vom Vordeck hörte, kniete er nieder, umfasste die Pistole mit beiden Händen und zielte auf den Eingang des Vorzimmers.

»Hier ist die Polizei«, hörte er. »Werfen Sie die Waffe weg und kommen Sie mit erhobenen Händen raus.«